

Neue Heimat



Alltag: In der Anscharhöhe wird nach der Schule Kaffee getrunken



Förderung: Regelmäßig gehen die Kinder der Anscharhöhe schwimmen

Text **Sannah Koch**
Foto **Dörte Hagenguth**

Das eigene schwerbehinderte Kind ins Heim geben – für viele Eltern ist das eine schlimme Vorstellung. Das Gefühl, versagt zu haben, und Gewissensbisse quälen sie. Einerseits. Ein nicht mehr zu bewältigender Alltag, der an die Substanz der Familie geht, drängt sie andererseits, diesen Schritt zu tun. Viele stellen anschließend fest: Eine Heimunterbringung ist keine Kapitulation, sondern manchmal der richtige Weg

„Eltern, die zu uns kommen, hatten ihre Kinder meist länger zu Hause, als es ihre Kraft eigentlich zugelassen hätte.“

Peter Hambrinker, Anscharhöhe



Ja oder nein? Jana (Haus Erlenbusch) kommuniziert mit Schildern



Spielzeit: Britta Jepsen (Haus Erlenbusch) betreut den kleinen Mark

Mehr Offenheit und mehr Beobachtung statt Beurteilung – das wünscht sich Ruth Höhnel von ihren Mitmenschen. Und mehr Toleranz den Eltern gegenüber, mit denen sie als Leiterin des Haus Erlenbusch täglich zu tun hat. Es sind Mütter und Väter, die ihre schwerstmehrzahl behinderten Kinder jahrelang unter Aufbietung ihrer ganzen Kraft und Liebe zu Hause betreut haben und schließlich doch vor der Aufgabe kapitulieren mussten. Die ihre Kinder dann in einer Einrichtung wie dem Haus Erlenbusch, betrieben von der Martha-Stiftung in Hamburg, untergebracht haben. Und die sich – als wäre das alles nicht schon viel zu viel – oft auch noch den Vorwurf, „Rabeneltern“ zu sein anhören müssen.

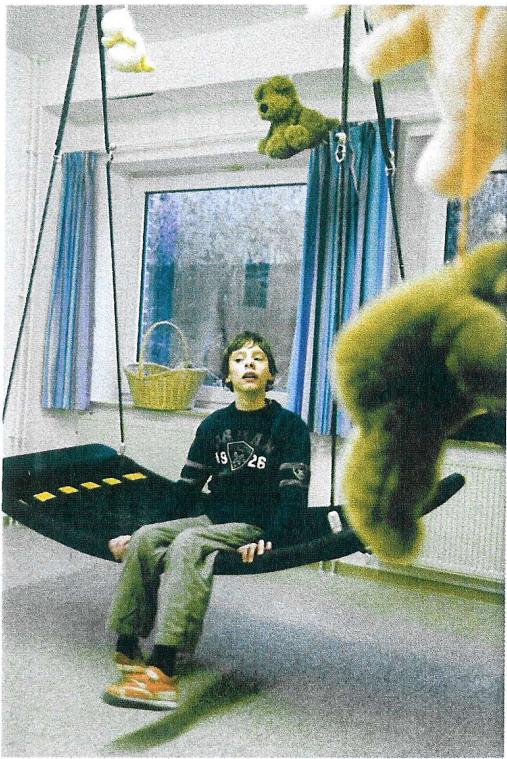
„Für Eltern ist diese Entscheidung der reinste Horror“, betont Ruth Höhnel. Im Haus Erlenbusch leben überwiegend Kinder mit schweren, aufwändig zu pflegenden körperlichen und geistigen Behinderungen. „Wir erleben Eltern am Ende ihrer

Kraft“, bestätigt auch Peter Hambrinker, Leiter der Behindertenhilfe Stiftung Anscharhöhe, die ebenfalls Wohngemeinschaften für Kinder und Jugendliche mit geistiger Behinderung in Hamburg betreibt. Und obwohl die meisten Eltern nach einer Weile spüren, dass die Entscheidung der Heimunterbringung für die Familie und das Kind richtig war, verlässt viele der emotionale Zwiespalt nie.

Bevor Eltern behinderter Kinder diesen Schritt tun, haben sie in der Regel lange Jahre zwischen Hoffen und Bangen durchlitten. Viele Ärzte halten sich anfangs mit klaren Aussagen über die Entwicklungschancen der Kinder zurück, und die Eltern ersehnen inständig, dass sich alles als halb so schlimm herausstellt. Wenn sie nach langen Jahren begreifen, dass sie die Pflege ihres Kindes nicht bewältigen können, ist die Gesundheit oft zerrüttet, viele Ehen sind strapaziert und Geschwisterkinder angeschlagen.

„Eltern, die zu uns kommen, hatten ihre Kinder meist deutlich länger zu Hause, als es ihre Kraft eigentlich zugelassen hätte“, erklärt auch Peter Hambrinker. In der Anscharhöhe leben vor allem geistig behinderte Jugendliche mit zum Teil ausgeprägten, oft aggressiven Verhaltensweisen. Hier eskaliert die häusliche Situation mit Beginn der Pubertät. Die Eltern fürchten sich dann vor den unkontrollierten Ausbrüchen der Heranwachsenden und kommen hilf- und ratlos zu Hambrinker. „Eigentlich müsste die Unterbringung dann schnell gehen, aber das bekommen wir leider nicht immer hin“, bedauert der Diplompädagoge. Die Kinder, die ins Haus Erlenbusch kommen, sind dagegen meist jünger. Hier haben die Eltern eher die Möglichkeit, sich in Gesprächen und Besuchen manchmal über Monate und Jahre an eine Heimunterbringung heranzutasten.

Das Spektrum an Heimen für Kinder und Jugendliche mit schweren Behinderungen ist breit: Neben Kurzzeitpflege- →



Ergotherapie: In der Anscharhöhe werden konzentrations- und bewegungsfördernde Spiele gespielt, unter anderem mit dem 13-jährigen Bewohner Rafael

In den meisten Heimen leben die Kinder in familienähnlich gegliederten Gruppen mit sechs bis acht Kindern. Von der professionellen Förderung sowie dem Zusammenleben mit Gleichaltrigen profitieren sie in der Regel – die Kinder machen motorische Fortschritte, zeigen mehr Selbstständigkeit und entwickeln ein soziales Miteinander. Je nach Höhe des Einkommens werden die Eltern an den Kosten beteiligt. Schätzungen gehen davon aus, dass rund fünf Prozent der Kinder mit Behinderung in Deutschland in vollstationären Einrichtungen leben.

heimen und Internaten an Förderschulen gibt es auch Kur-, Genesungs- und Erholungsheime mit speziellen zeitlich befristeten Angeboten. In vollstationären Heimen leben die Kinder und Jugendlichen dagegen dauerhaft. Wie oft sie ihre Eltern besuchen oder von ihnen nach Hause geholt werden, ist sehr unterschiedlich. Dass Eltern sich gar nicht mehr blicken lassen, ist eher die Ausnahme.

Ruth Höhnel und Peter Hambrinker klären die Eltern auch über die Möglichkeiten der ambulanten Betreuung auf, die ihnen gesetzlich zustehen. Viele Eltern wissen wenig über ihren Anspruch auf familitentlastende Hilfen; der Alltagsstress frisst oft die nötige Kraft, um sich kundig zu machen. Einige Familien können ihren Alltag dank ambulanter Unterstützung be-

wältigen, manchmal reicht es jedoch nur für eine Übergangszeit. „Manche Zustände sind auf Dauer schlicht zu belastend für die Familien“, erklärt Peter Hambrinker. Denn klar ist auch: Der immense Kräfteverschleiß einer 24-Stunden-Betreuung kann die Zuneigung im Alltag aufzehren. Trotz ihrer Liebe für die Kinder erzählen die Eltern, wie die tägliche Pflege sie „stumpf“ gemacht habe.

Einrichtungsleiterin Ruth Höhnel sieht ihre Aufgabe auch darin, wieder Beziehungen zwischen den Eltern und ihrem Kind zu ermöglichen. „Gerade bei Kindern, die nicht sprechen oder sich bewegen, können wir den Eltern mit unserem Wissen helfen, Kontakt auf andere Weise herzustellen“, erzählt die Einrichtungsleiterin.

Dass die neue Distanz wieder Nähe stiftet, bemerken Mitarbeiter und Eltern gleichermaßen. Die Familien können an den Wochenenden oder im Urlaub mit den Kindern wieder schöne Momente genießen. ←

Zum Weiterlesen

Etta Wilken, Frühförderung bei Kindern mit Behinderung: Eine Einführung in Theorie und Praxis, Verlag Kohlhammer, 19,40 Euro

Judith Loseff Lavin u.a., Besondere Kinder brauchen besondere Eltern, Verlag ObersteBrink, 19,80 Euro

Claudia Carda-Döring u.a., Berührt - Alltagsgeschichten von Familien mit behinderten Kindern, Verlag Brandes & Apsel, 15,90 Euro

Gisela Hinsberger, Weil es dich gibt. Aufzeichnungen über das Leben mit meinem behinderten Kind, Verlag Herder, 12,90 Euro

Links:

www.familienratgeber.de Informationsportal der Aktion Mensch für Menschen mit Behinderung und ihre Angehörigen

www.lebenshilfe.de Selbshilfevereinigung und Elternverband für Menschen mit geistiger Behinderung und ihre Familien

www.intakt.info Internetplattform für Eltern von Kindern mit Behinderung

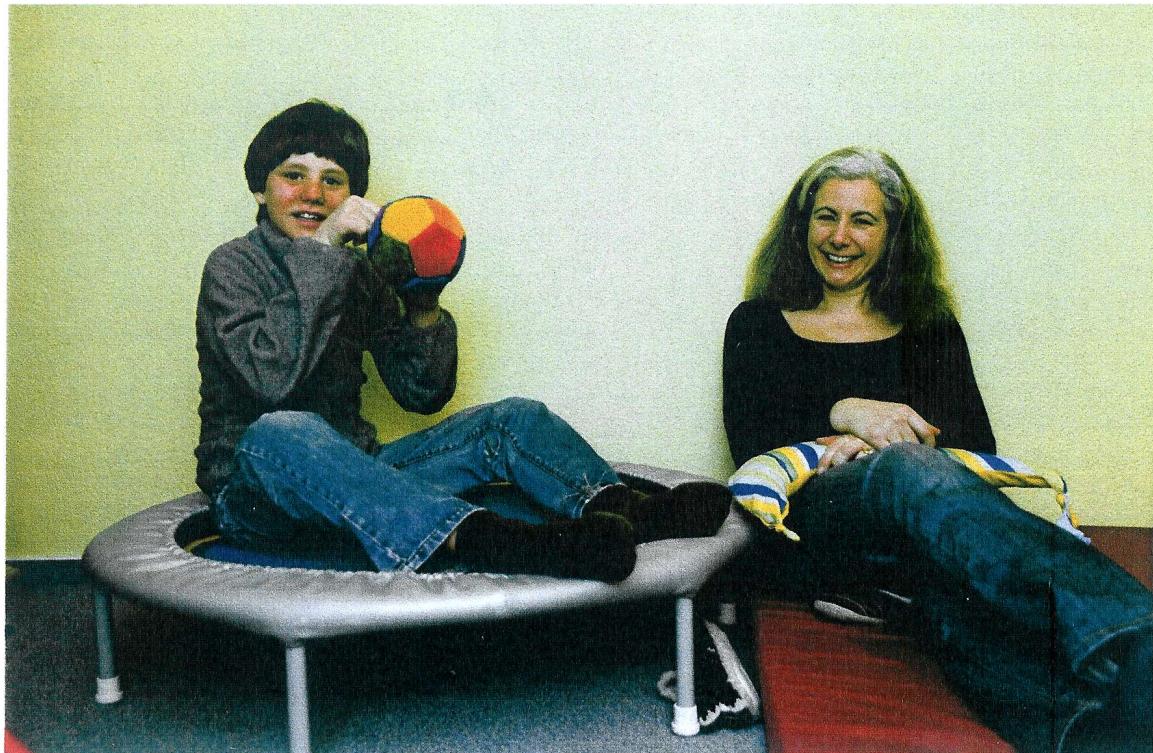
www.behinderte-kinder.de
Foren und Infos

www.rehakids.de Forum für Eltern behinderter Kinder und Babys

www.besondere-kinder.de
Forum und Infos

„Ich wäre sonst völlig durchgedreht.“

Martina Schirmacher, Mutter von Robin



Miteinander: An den Wochenenden und jeden zweiten Donnerstag sehen sich Robin und seine Mutter. Auf Distanz zu leben, ist nicht einfach, tut aber beiden gut

„Mit Robins Krankheit zu leben, war ein bisschen wie im Krieg zu leben – permanente Überlastung und nicht wissen, wann der Albtraum ein Ende hat.“ Martina Schirmacher schätzt klare Worte. Ihren einzigen Sohn Robin liebt sie heiß und innig, doch die acht Jahre, die sie mit ihm zu Hause verbracht hat, haben sie an und über ihre Grenzen getrieben. Robin leidet an einer hirn-organischen Schädigung durch eine seltene genetische Erkrankung und zeigt von allen theoretisch möglichen Symptomen eigentlich nur die schlimmsten, erklärt seine Mutter.

Ein halbes Jahr lang lebten Martina Schirmacher und Robins Vater in dem Glauben, ein gesundes Baby zu haben. Dann begann Robin „merkwürdige Bewegungen“ zu machen. Die Diagnose im Kinderkrankenhaus ließ nicht lange auf sich warten – Epilepsie. Eine aufmerksame Kinderärztin entdeckte noch etwas: weiße

Flecken auf Robins Haut. Und ihre Mutmaßung bestätigte sich, Robin litt an tuberöser Sklerose. „Was das für uns heißen würde, konnten die Ärzte uns nicht sagen, denn der Verlauf reicht von weitgehend normaler Entwicklung bis zu schwerster geistiger Behinderung“, erklärt Martina Schirmacher.

Robin entwickelte sich nicht normal, er machte „alles völlig anders als alle anderen Kinder“. Als er einjährig zu laufen begann, entwickelte er eine ausgeprägte Hyperaktivität. Die Tortur begann: Robin lief immerzu fort, machte alles kaputt, musste jede Sekunde im Auge behalten werden. „Nicht einmal zur Toilette konnte man gehen, ohne dass irgendeine Katastrophe geschah“, erinnert sich seine Mutter. Nachts schlief er kaum, schrie stundenlang und ließ sich nicht beruhigen. Als er zwei Jahre alt war, genehmigte man Martina Schirmacher eine Mutter-Kind-Kur. Schon damals war sie völlig ausgpumpt. Ein Jahr

später trennte sie sich von Robins Vater, die Beziehung hatte den Belastungen nicht standgehalten. Als Robin in einen Kindergarten ging, begann die Ingenieurin wieder halbtags zu arbeiten. „Ich konnte vormittags ein Stück Normalität leben, um dann jeden Nachmittag und jede Nacht an meinem Kind zu scheitern“, erzählt sie. Damals riet ihr Robins Therapeutin, den Jungen in eine Einrichtung zu geben. Das sei für sie jedoch völlig unmöglich gewesen: „Ich musste doch abends bei meinem Kleinen am Bett sitzen und vorlesen, das Zubettgeh-Ritual war lange das Einzige, was mit Robin schön war.“

Der Albtraum ging weiter: An den Wochenenden floh sie nach wenigen Stunden aus der Wohnung, um den Nachbarn wenigstens ein bisschen Ruhe zu gönnen. Robin schrie stundenlang, warf ohne Pause mit Dingen um sich „und ich saß mit →

ihm im Auto und wusste nicht wohin, denn Robin lehnte jedes Angebot ab“. Nur im Schwimmbad war Robin eine Weile ruhig. „Doch bis ich mit ihm im Wasser war, bin ich jedes Mal um Jahre gealtert.“

„Ich hätte dringend Hilfe gebraucht, aber keiner hat mir sie angeboten“, sagt die Hamburgerin. Erst als Robin sechs Jahre alt war, klärte der Hamburger Verein „Leben mit Behinderung“ sie auf, dass sie Anspruch auf Pflegegeld, Schwerbehindertenausweis und familienentlastende Hilfen habe und schrieb ihr auch gleich die Anträge. Zweimal pro Woche kamen für drei Stunden Betreuer ins Haus, doch als Robin eingeschult wurde, brach das Betreuungsnetz wieder zusammen. Die Tagesmütter kapitulierten in den langen Ferienzeiten vor der Aufgabe, und selbst die Einzelbetreuer in der Schule zeigten sich häufig völlig überfordert.

Schließlich entdeckte man, dass Robin auch stark autistische Züge aufwies und

deswegen nicht auf Zuwendung reagierte. Für ihre Versuche, die Symptome mit Medikamenten lindern zu lassen, musste Martina Schirmacher sich ständig rechtfertigen. „Manche Menschen haben mich wie eine Giftmischerin behandelt“, empört sie sich. Als sie wieder einmal nach einer fünfstündigen Schreiphase in Tränen aufgelöst mit Robins Therapeutin sprach, habe diese gesagt: „Da muss was passieren!“ Sie organisierte zu ihrer Entlastung für Robin eine Wochenendunterbringung im Kinderheim der Anscharhöhe. „Ich hatte immer geglaubt, dass Robin durch eine Unterbringung traumatisiert würde“, erzählt Martina Schirmacher. Doch als sie ihn nach dem Wochenende dort abholte, wirkte Robin keineswegs verstört. „Er weinte nicht und ließ sich noch überreden, beim Tischdecken zu helfen. Das war ein gutes Zeichen.“ Trotzdem versuchte sie zunächst weiter, ihn zu Hause zu betreuen. „Schließlich habe ich eingesehen, dass ich

einfach nicht mehr konnte. Ich konnte auch für Robin nichts mehr tun, denn er nahm einfach nichts an.“ Und so brachte sie Robin schließlich in der Anscharhöhe unter. „Ich wäre sonst völlig durchgedreht“, sagt sie.

Robin lebt seit vier Jahren wochentags in der Wohngruppe und wird dort von einem zehnköpfigen Team plus Einzelbetreuer „wunderbar und liebevoll betreut“. Obwohl er an den Wochenenden und jeden zweiten Donnerstag nach Hause kommt, vermisst sie ihn oft, räumt Robins Mutter ein. Das Tollste sei, dass Robin seit einem Jahr durch ein neues Medikament echte Fortschritte mache. Er entwickle langsam soziale Verhaltensweisen und reagiere auf Ansprache. „Als ich das erste Mal eine Küssenschlacht mit ihm machen konnte und er richtig mit mir gespielt hat, das war einer der glücklichsten Momente in meinem Leben“, sagt sie. ←

„Im ersten Jahr habe ich jeden Abend geweint.“

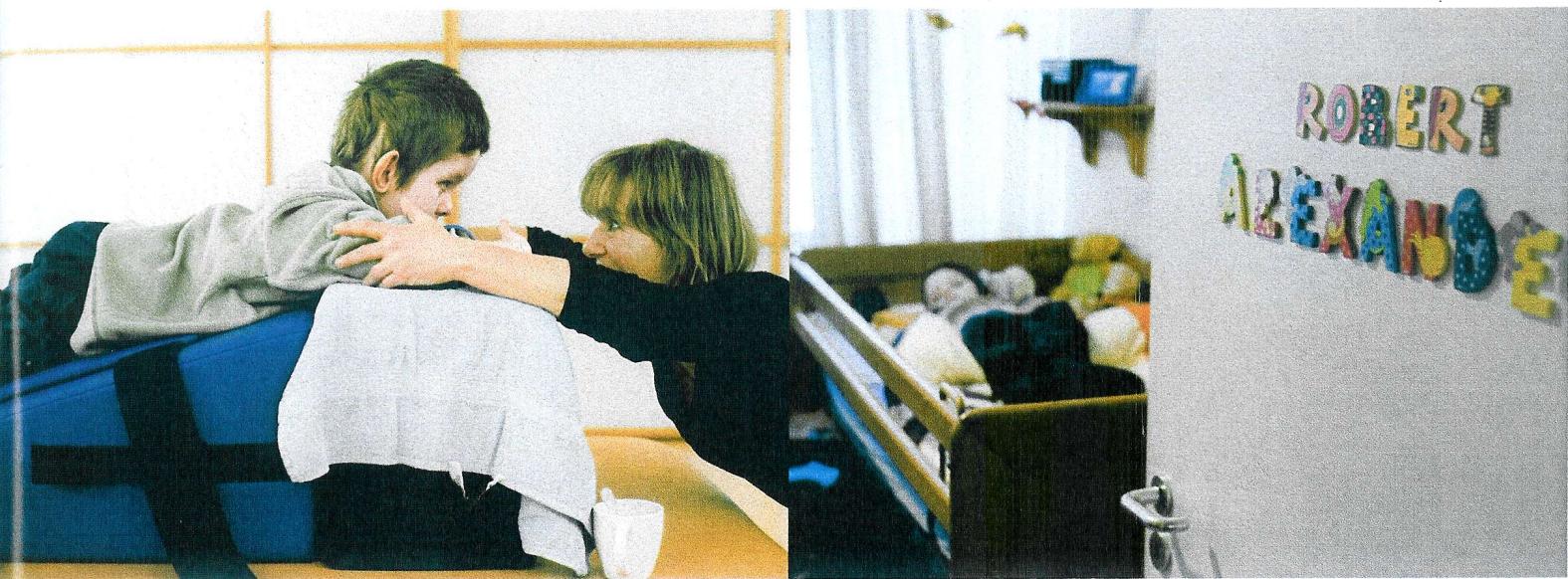
Michaela Graf-Krumnow, Mutter von Alexander

Es war eine „ganz spontane Entscheidung aus dem Bauch heraus“, und eine gänzlich andere, als sie vorher geglaubt hatte. Früher habe sie immer gedacht: „So eines möchte ich nicht“, wenn sie Kinder mit Behinderung auf der Straße gesehen hat. Deswegen widersprach die damals 34-jährige Michaela Graf-Krumnow ihrem Arzt auch nicht, als er sie in der 20. Schwangerschaftswoche zu einer Risiko-Ultraschalluntersuchung in eine Klinik schickte. Sie war bis dahin ganz entspannt, denn das Kind in ihrem Bauch regte sich seit Wochen und hatte auch schon einen Namen – Alexander. Ein absolutes Wunschkind.

Und dann hörte sich die Hamburgerin dieses überraschende klare „Nein, das mache ich nicht!“ sagen. Zu dem Gynäkologen, der ihr gerade die Nachricht überbracht hatte, dass ihr Kind eine Hirnschädigung habe und sie es doch wohl abtrei-



Familienzeit: Olaf Krumnow und Michaela Graf-Krumnow mit Alexander (10) und seinen Halbbrüdern Sebastian und Nicolas



Zuwendung: Im Haus Erlenbusch fördert Physiotherapeutin Rike Grosse Alexander durch Krankengymnastik. Hier lebt er seit einem halben Jahr

ben lassen werde. Ihre Antwort hat Michaela Graf-Krumnow zwar nicht bereut, doch an den Folgen haben sie und ihre Familie schwer zu tragen.

Alexander kam per Kaiserschnitt auf die Welt, nach einer Schwangerschaft, deren letzte Wochen sie „unter Schock“ verbracht hatte. Doch als sie ihren Sohn das erste Mal sah, war die Liebe sofort da. Alexander hatte einen Wasserkopf und litt an epileptischen Anfällen, trotzdem holte die Familie ihn nach drei Wochen aus der Klinik nach Hause. Keiner der vielen Ärzte habe ihnen klar sagen wollen, was auf sie zukommen würde, erzählt Michaela Graf-Krumnow. Nach sechs Monaten lag Alexander zum ersten Mal auf einem OP-Tisch, es war die erste von vielen Operationen, die noch folgen sollten.

„Im ersten Jahr habe ich jeden Abend geweint“, sagt Alexanders Mutter. Doch da waren ja auch noch Sebastian und Nikolas, Alexanders ältere Brüder. Das Familienleben kreiste jedoch nur noch um Alexander, jeden Tag und jede Nacht. „Wir hatten nie frei, keine Feiern, kein Wochenende, nichts.“ Auch im Schlaf hatte die Mutter immer ein Ohr bei dem bewegungsunfähigen Jungen im Nebenraum, der von Krämpfen geschüttelt wurde. Nach einigen Jahren ging Michaela Graf-Krumnow wie-

der arbeiten und ihr Mann Olaf blieb zu Hause. „Doch derjenige, der bei ihm blieb, wurde depressiv“, erzählt Alexanders Mutter. Die geballte Hoffnungslosigkeit und die endlosen Kämpfe mit Ämtern und anderen Institutionen rieben die Familie auf. „Unsere zunehmende Kraftlosigkeit schlug auf Alexanders Betreuung durch, wir waren ganz taub geworden“, gibt seine Mutter zu.

2006 las sie schließlich das erste Mal in einer Zeitung über das Haus Erlenbusch. Die Reaktion ihres Mannes: „Ins Heim – niemals!“ Nach Wochen des Nachdenkens meldeten sie sich schließlich doch zu

einem ersten Gespräch dort an. „Man hat uns klargemacht, dass es nichts mit mangelnder Liebe zu tun hat, wenn wir unser Kind dorthin geben würden“, erinnert sich Frau Graf-Krumnow.

Dennoch brauchte die Familie noch weitere drei Jahre, bis sie diesen Schritt tatsächlich tat. „Auf eine kurze gute Phase kamen dreimal so viele Katastrophen“, erzählt seine Mutter, und als ihnen im September 2009 ein Platz für Alexander angeboten wurde, sei das „wie ein Wink des Himmels“ gewesen. Seit einem halben Jahr wohnt der heute zehnjährige Alexander wochentags im Heim und an den Wochenenden bei der Familie. „Es ist perfekt so“, sagt Michaela Graf-Krumnow. Sie habe zwar immer furchtbare Sehnsucht nach ihm. Ihre Familie habe aber Kraft tanken können und erlebe wieder schöne Zeiten mit Alexander.

„Das Leben ist anders geworden, nicht unbedingt leichter“, beschreibt sie den Zwiespalt, in dem sie immer noch lebt. Sie weiß, dass sie keine andere Möglichkeit hatte, als Alexander fortzugeben, doch die Sorgen um ihn sind geblieben. Trotzdem: Das Haus Erlenbusch sei für Alexander ein echtes Zuhause geworden und für sie wie eine neue Großfamilie. ←

Das Familienleben kreiste nur noch um Alexander, jeden Tag und jede Nacht.



Ich wollte mein Kind doch nicht abschieben.“

Silke Eggars, Mutter von Stina

Silke Eggars wusste vor ihrer zweiten Schwangerschaft sehr genau, was sie und ihr Mann Jan nicht haben wollten – ein behindertes Kind. Als die 36-Jährige 2005 schwanger wurde, empfand das Ehepaar es als „Pflicht, ihr Kind vor dem Leiden einer Behinderung zu schützen“. Und alle Vorsorgeuntersuchungen bestätigten ihnen, dass sie ein gesundes Kind bekommen würden.

Nach der Geburt wurde Silke Eggars mit ihrer Tochter Stina als „kerngesund“ entlassen. Das Glück schien perfekt, wäre der Säugling nur nicht so still gewesen. „Stina hat nie geweint, sie hat brav getrunken und geschlafen, aber nie eine Gefühlsregung gezeigt“, erinnert sich ihre Mutter. Dann begann sich das Kind zu krümmen, „Blähungen“, dachten die Eltern die ersten Tage. Doch bald stellte sich Angst ein. Erste Untersuchungen im Krankenhaus verließen uneindeutig. Stinas Eltern wurden mit Medikamenten und ohne Diagnose nach

Hause geschickt. Doch Stinas Anfälle blieben, und auch ihre körperliche Entwicklung geriet ins Stocken. „Sie bewegte sich nicht, das einzige, was sie jemals festhalten konnte, war ihr Fläschchen“, erzählt ihre Mutter. Nach einigen Monaten traten die Krämpfe bis zu 50mal am Tag auf. Die Eltern konnte Stina nie aus den Augen lassen, kein Medikament brachte Linderung. „Aber trotzdem hat uns kein Arzt gesagt, was mit Stina ist“, klagt Silke Eggars. Das Paar durchlebte eine furchtbare Zeit der Ungewissheit. Erst als Stina acht Monate alt war, sprach ein Arzt auf Drängen der Familie endlich Klartext: Ihre Tochter leide an einer schweren Epilepsie, dem West-Syndrom – „und diese Kinder bleiben halt doof“. „Da ist niemand, der dich hält, wenn du durch so eine Falltür rauschst“, sagt Silke Eggars bitter.

Es folgten Monate voller Behandlungsversuche, voller Hoffnungen, dass sich doch

etwas tun würde. Doch der kleinen Stina half nichts. Auf die Zuwendung ihrer Eltern und der großen Schwester reagierte sie nicht. „Sie war wie eine Puppe, ohne Spannung, ohne Blickkontakt, ohne Lächeln, ohne jede Regung“, erzählt Stinas Mutter. Jeden Tag sahen die Eltern den quälenden Anfällen ihres Kindes zu, ohne ihm helfen zu können. „Ich habe mich jede Minute des Tages gefragt, ob sie nur geboren wurde, um zu leiden“, erzählt Silke Eggars.

„Soll so unser ganzes Leben aussehen?“ hatte sie einen Arzt bei einem der zahlreichen, wochenlangen Klinikaufenthalte gefragt. Der gab ihr den Hinweis, dass es für solche Kinder das Haus Erlenbusch gebe. Ihre erste Reaktion: „Ich gebe mein Kind doch nicht ins Heim!“ Doch die Betreuung von Stina brachte die Familie an den Rand ihrer Kräfte. „Da war ja auch noch Lena, die kam dabei völlig zu kurz“, erzählt Silke

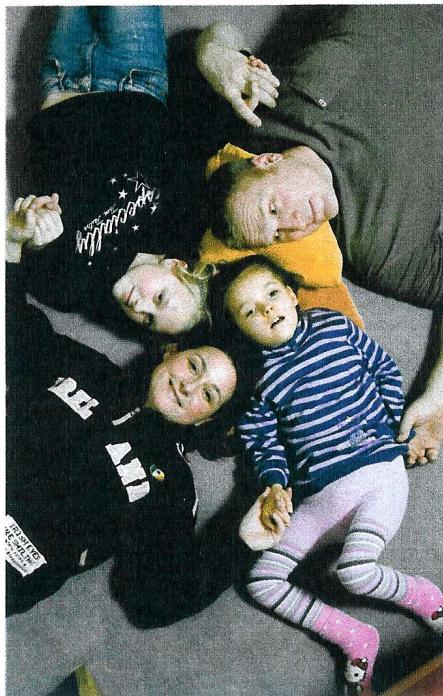
Erschöpft: Die vierjährige Stina hatte einen epileptischen Anfall und wird von der Physiotherapeutin Britta Jepsen in den Schlaf gestreichelt

Nach der Geburt wurde Silke Eggars mit ihrer Tochter Stina als „kern-gesund“ entlassen. Das Glück schien perfekt, wäre der Säugling nur nicht so still gewesen.

Eggars. Das Ehepaar nahm Kontakt auf zum Haus Erlenbusch. „Schon beim ersten Besuch habe ich gespürt, hier gehört Stina hin, hier wird sie so gefördert, wie sie es braucht.“ Doch dann stellte sich das Jugendamt quer: Weil die Familie knapp hinter der Hamburger Landesgrenze wohnt, sollte Stina in ein 200 Kilometer weit entferntes, schleswig-holsteinisches Heim. „Ich wollte mein Kind doch nicht abschieben“, empört sich Silke Eggars noch heute. Auf den Rat von Haus Erlenbusch organi-

sierte die Familie sich eine ambulante Betreuung, die täglich drei Stunden ins Haus kam. Doch der Stress war trotzdem zu groß: Silke Eggars magerte auf 40 Kilo ab, erkrankte an Morbus Crohn. „Mein Arzt sagte, Sie werden nie gesund, wenn sich Ihre häusliche Situation nicht ändert.“ Als eine Jugendamtmitarbeiterin die abgemagerte Mutter sah, bewilligte sie schließlich doch die Unterbringung im Haus Erlenbusch. Hier lebt die mittlerweile vierjährige Stina seit zwei Jahren.

„Es war schwer, sie dorthin zu bringen, aber gleichzeitig auch schön“, sagen Jan und Silke Eggars. Ihre Tochter erhalte dort mehr Förderung, als sie ihr je hätten bieten können. „Unsere Familie ist größer geworden, wir feiern dort oft mit anderen Kindern, Eltern und Betreuern“, erzählt sie. Stina kommt an den Wochenenden nach Hause, und „ihr Papa fährt häufig nach der Arbeit zu ihr, um zu knuddeln“, sagt sie. Und dann ist auch das Allerschönste passiert: Stina hat Lächeln gelernt. ←



Zwei Lebenswelten: Stina im Haus Erlenbusch (l.) und mit ihren Eltern Jan und Silke Eggars und ihrer Schwester Lena zuhause in Norderstedt (r.)